

Gegenspiel

*Weswegen fordern,
was sich ohne dem
schöner ergibt?*

Der Spielende erfährt im Spiel sich selbst, dabei allerdings auch über diejenigen, die ihm Spiele überlassen und deren Absichten, und er entscheidet, ob er ihnen folgt, oder nicht. Diese Entscheidung wird ihm oftmals verwehrt.

Es wurden Spielzeuge hergestellt, die, so behauptet, die Intelligenz förderten. Unter Intelligenzförderung war die Ausrichtung eines Menschen auf ganz bestimmte Ziele verstanden. Diese Ziele waren verschiedenartig, Erwecken zum Konsum, zu militärischen Aufgaben, um nur zwei von vielen zu nennen. Die Zwecke waren nicht offensichtlich, beschäftigte man sich mit den Spielen aber intensiver, kam man schnell dahinter: diese waren keine Spiele um des Vergnügens willen, sie dienten zur Vorbereitung auf in der Zukunft liegendem erwünschtem Verhalten.

Hierzu ein Erlebnis auf einer Spielwarenmesse: Erwachsene saßen den ganzen Tag über einem Spiel namens Monopol, bei dem es um Besitzstreben ging. Sie lachten höhnisch, erbrachten die Würfel eines Mitspielers wenig vom sogenannten Glück, sie gerieten irgendwann auch in Streit, warfen sich gegenseitig Betrug vor. Gegen Abend versuchten sich zwei Mädchen an diesem Spiel, es waren Geschwister, das eine vielleicht acht Jahre jung, das andere war noch jünger. Neben dem älteren Mädchen lag auf dem Tisch ein Haufen Spielgeldes, indes das jüngere nur ein paar Scheine in seinen Händen hielt. Nun standen sie bei einem Zug, der dem kleineren Mädchen Hunderttausend Mark gekostet hätte, hätte es weiterspielen wollen. Es schaute zu seiner größeren Schwester auf und sagte, „soviel Geld habe ich aber nicht.“ Die größere Schwester blickte auf den Haufen Spielgeldes neben sich, dann auf die wenigen Scheine in der Hand seines Geschwisters, nahm Würfel und Figuren von dem Spielbrett, klappte es zusammen und befand, „ein blödes Spiel, nicht wahr, Schwesterlein?“

„Ja“, antwortete die Kleine, „die wollen nur, daß wir uns zanken.“ Damit gingen sie, und ich hörte die Größere sagen, „laß uns mal schauen, vielleicht finden wir Seilchen, oder Bälle.“

War es auch eigentlich traurig, so mußte ich lachen, die großen Strategen,

ertappt vom Kind. >Sie wollen nur, daß wir uns zanken<, hatte es gesagt, ein Urteil, das mir schon weise anmutete. Die beiden Kinder sahen überhaupt keinen Sinn darin, einander in Zank zu geraten, mithin sich für mich die Frage ergab, wer denn hier die Intelligenz zu fördern einen berechtigten Anspruch zu erheben vermochte. Und exakt betrachtet, bestand menschliches Streben letztthin überwiegend aus Zank, oder, weniger kindlich befunden, aus reiner Profitgier. Diese verleitende Werke waren preiswert, für Schulen wurden sie gar kostenlos angeboten, somit jeder sie erstehen konnte.

So erschien ich bei einer Veranstaltung in der es um Spiele ging. Der Saal war mit Leuten überfüllt, teilweise standen sie gar in den Gängen. In der letzten Reihe, die aus nur wenigen Sesseln bestand, waren Plätze noch frei. Eine junge Frau saß dort allein. „Gestatten Sie, daß ich mich zu Ihnen setze?“ Das blonde Frau hob ihren Kopf, „die ganze Reihe ist noch frei.“ „Und weswegen stehen die Leute dann im Gang?“ „Woher soll ich das wissen? Vielleicht habe ich was an mir, vielleicht verbreite ich einen üblen Geruch.“ Ich nahm Platz, „also, ich für meinen Teil, kann das nicht feststellen.“

Ein Redner stellte das, was er unter Spiele verstand, vor. Hauptsächlich ging es um Kampf- und Wettspiele. Ich meldete mich zu Wort, ein Mikrophon wurde mir gereicht, ich warf ihnen vor, daß Brutalitäten dem Kind das Spiel vergällt, es krank macht, und weil es nicht krank sein will, zu spielen aufgibt. Könnte doch so sein, sei eines Gedankens sicherlich wert, oder nicht. Ich merkte, daß ich Gefahr lief, des Saales verwiesen zu werden, weil ich eine solch unproduktive Meinung hatte. Ich ging dann lieber, setzte mich in der Empfangshalle an einen Tisch und bestellte mir ein Kännchen Tee. Bevor er kam, kam das die junge Frau, frug nun ihrerseits, ob sie sich zu mir setzen dürfte. „Sie meinen, wenn Kinder nicht spielten, würden sie krank?“ frug sie. „Gewiß ich bin dieser Meinung.“ „Erklären Sie sie mir?“ „Gerne. Das Spiel eines Kindes ist nicht allein sein Zeitvertreib, sondern seine Beschäftigung, seine Arbeit, falls man so will. Diese Arbeit besteht aus stetem Lernen, es greift nach Dingen und begreift dabei, deren Form, deren Gewicht, deren Bedeutung und auch, das man einen Holzklötz nicht

essen kann, und daß ein Ball rollt, weil er rund ist, ein viereckiger Klotz rollt nicht. Es lernt auf diese Weise all die Dinge, die es umgibt, zu bewerten und mit der Zeit richtig einzusetzen. Wird ihm das Falsche gelehrt oder das Richtige zu lernen untersagt, wird es krank.“ Der Tee wurde gebracht. „Möchten Sie auch eine Tasse?“

„Ja, sehr gerne.“ Die Bedienung äußerte schnippisch, die bekäme hier nichts, die dürfte gar nicht hier sein. Ich traute meinen Ohren nicht und erfuhr, *die* wäre eine stadtbekannte Streunerin und Taschendiebin, „Herr Schwanstein, ich rate Ihnen, geben Sie sich mit der nicht ab.“

„Mit wem ich mich unterhalte, überlassen Sie gefälligst mir. Ich schätze, sie sind nicht ganz gescheit, was fällt ihnen ein, mir Ratschläge zu erteilen!“ Die Frau zuckte zusammen. „Kommen Sie, unterhalten wir uns anders wo.“

„Und der Tee?“ rief die Kellnerin uns nach. „An dem dürfen Sie selbst sich verschlucken!“ Vom kalten Büfett nahm ich ein Toastbrot für die Enten im Parkteich mit. „Sie haben ein Brot gestohlen“, mahnte die junge Frau. „Ich habe es nicht gestohlen, ich habe es nur nicht liegen lassen.“ Meine Begleiterin lachte darüber, „so kann man es auch sagen.“

Sie schwammen heran, die Enten, als ich Brotstücke ins Wasser warf. Selbst Haubentaucher und etliche Tauben kamen herbei. Sie schnatterten und gurrten. „Ist doch auch ein Spiel, meinen Sie nicht?“

„Weswegen fragen Sie nicht?“

„Wonach?“

„Ob ich eine Herumtreiberin und eine Taschendiebin bin.“

„Falls Sie eine sind, hat jemand, oder irgendein Umstand sie dazu gemacht. Außerdem kenne ich Herumtreiberinnen. So wie sie, so gepflegt, schauen sie nicht aus.“

„Es könnte eine Maske sein.“

„Auch die entspräche dem Zwang, besäße an Bedeutung. Wie auch Ihre Meinung der kranken Kinder wegen.“

„Sicherlich.“

Der Abend brach an und die junge Frau verabschiedete sich von mir, wobei ich frug, ob wir uns wiedersehen würden. Sie willigte ein, und ich gab ihr an, wo ich wohnte, und sie schrieb es sich auf.

Mein Heimweg führte mich zur Stadt hinaus, durch wilde Wälder, an einer Lichtung vorbei, auf der ein Spielmuseum sein verlassenes Dasein fristete. Seine Bauweise stellte eine Vermischung aus griechischem Ringhallentempel mit Fronttreppe und Säulenvorhalle, und kuppelüberwölbtem Rundbau der römischen Baukunst dar. Der Frontgiebel war mit Figuren verziert, die aber keine Götter und Göttinnen, sondern spielende Kinder wiedergaben. Ich hielt den Schimmel an, stieg aus dem Sattel und schritt, das gute Reittier am Zügel führend, die Stufen hinan, hallend klangen seine Hufschläge aus der Tiefe des Gebäudes mehrfach wieder. Das vergehende Sonnenlicht fiel durch das zum Teil eingestürzte Kuppeldach, beleuchtete schwach eine schmutzige Trostlosigkeit, Reste einstiger Spiele, zerbrochene Reifen, zerrissene Seilchen, zerstörte Puppenstuben, enthauptete Teddybären, versehrte Puppen, Roller ohne Räder, Murmeln, zum Teil zersplittert, lagen auf dem Boden verstreut. Verwaschene Ornamente an den Wänden, die, das blieb zu erkennen, Szenen aus den Märchen von Hauff und Andersen wiedergaben. In einer Nische ein schief hängendes Bild, verwaschen seine Farben, und doch ließ sich ein kniendes Blütenkranz flechtendes Mädchen erkennen, dessen Gesicht Zeit und Wetter ausgelöscht hatten. Dagegen war die Darstellung seines bis zum Bauch herabfallenden hellen Haars erstaunlich gut erhalten. Ich schickte mich an, das Bild gerade auszurichten, doch soviel ich auch versuchte, es glitt immer wieder in die Schräge zurück, als sei zu verkünden, nicht das Bild, sondern die Welt, die nicht mehr spiele, hinge schief. Überall lag Unrat herum, der Bürger warf hier nicht nur nicht mehr gebrauchte Spiele, sondern seinen gesamten Abfall hinein, und der verbreitete neben dem Durcheinander gerade nicht angenehme Gerüche. Je länger ich verweilte, desto stärker nahm sich der Eindruck meiner an, als beobachte mich jemand, doch soviel ich mich auch umschaute, zu entdecken war niemand, meinem Rufen, ob da wer sei, folgte keine Antwort. Nun, womöglich war es ein Landstreicher, der hier übernachtete und sich nicht zu erkennen geben wollte. Die verirrteten letzten Sonnenstrahlen vermochten die Verlassenheit nicht ansehnlich zu gestalten, und selbst das sonst so weiß glänzende Fell meines Schimmels schien getrübt. „Wir gehen lieber, bevor du ergraust“, sprach ich zu ihm, und wir gingen hinaus. Als ich auf dem Hügel wieder in den Sattel steigen

wollte, horchten wir auf, als wäre der Getreue noch drinnen im Spielmuseum, so hallten seine Hufschläge heraus. „Nicht wahr, mein Guter? Traurig ist es, verkommt was. Du meinst, ich könnte es ändern? Ja, sicherlich. Ich werde mich erkundigen, wem es gehört, dann kaufe ich es ihm ab und richte es her. Zufrieden?“ Der Getreue wieherte.

Daheim angelangt, berichtete ich Estelle von meinem Besuch, und, ohne daß ich es aussprach, erkannte sie sofort mein Vorhaben, und sie tat es mit ihren Worten, „verzeihen Sie, Herr Schwanstein, nichts Anderes sähe Ihnen ähnlich“, kund.

Estelle war nicht nur ein strahlender Stern, so ihr Namen bedeutete, sie war fünf Sterne. Ich hatte sie in meine Dienste gestellt, niemand wollte sie haben, weil sie behindert war, Estelle war in frühesten Jugend erblindet. Man hatte mich ausgelacht, sie in Dienst zu stellen, die Zeit aber strafte die Lächer Lüge. Estelle gewöhnte sich schnell an den Haushalt, sie kochte vorzüglich, sie wusch die Wäsche, obgleich sie dies nicht brauchte, sie tat es dennoch, und derart weiße und glatt gebügelte Hemden wie aus ihrer Hand, hatte ich zuvor nie bekommen. Ich hatte ihr öfter dabei zugesehen, zuerst besprühte sie die Hemden mit ein wenig Wasser, dann fuhr sie mit der freien Hand vor dem Bügeleisen her, tastete nach Krägen und Manschetten, dann glitten ihre Hände abermals über den Stoff, und erst, erfüllte sie keine Falte mehr, hing sie das Hemd auf einen Bügel. Sie hatte sich im Laufe der Zeit bei der Dienerschaft Respekt verschafft, sie war streng, aber immer gerecht. Zwischen uns existierte das Verhältnis Herr – Diener nicht, an manchen Abenden saßen wir zusammen, unterhielten einander über alles Mögliche, und manchmal spielte ich Estelle aus meiner umfangreichen Opersammlung vor, was sie besonders genoß, sie sagte, es sei eine Schönheit, die man nicht sehen müsse.

Ich fühlte mich sehr wohl auf meinem Besitz und genoß das ruhige Landleben. Das nächste Gut war eine Tagesreise entfernt, die nächste größere Stadt gar zweie, was mir Sicherheit verlieh, hier wohl kaum von Mitgliedern der Gesellschaft belästigt zu werden. Eines Tages stand die junge Frau, der ich auf der Veranstaltung begegnet war, vor dem Tor. „Ich heiße Constance, mit zweimal >C<, großem und kleinem“, so stellte sie

sich vor. „Kommen Sie nur herein, Constance, mein Name ist Hermes Schwanstein. Ich verdanke meinen ungewöhnlichen Vornamen meinem von griechischen Göttern begeisterten Vater. Zum Glück hat er mich nicht Zeus getauft.“

„Der war doch dieser arge Lüstling.“

„Das kann man sagen. Sie kennen sich aus?“

„Ein wenig.“

„Ihr Name ist aber auch nicht gerade verbreitet, Constance, die Standhafte. Sind Sie das?“

„Ich meine, ja. Man könnte auch sagen, die Unbeliebte, denn Standhaftigkeit ist wenig gefragt.“

„Das, werthe Constance, ist leider wahr. Aber kommen Sie doch herein, auf dem Flur sich zu unterhalten, muß doch nicht sein.“

Estelle betrat den Raum, „wir haben einen Gast?“ Sie ging an Constance heran und betastete sie. „Sie müssen wissen, Estelle ist blind, deswegen faßt sie Sie an, um Sie kennen zu lernen“, klärte ich auf. Die ohnehin gerade gewachsene Frau stellte sich aufrecht. Estelles Hände fuhren über Constances Kopf, durch ihr Haar, über ihr Gesicht, Hals, Schultern und Armen. „Mein Gott“, sprach sie, „bist du ein schönes Mädchen. Wie heißt du denn?“

„Ich heiße Constance, mit zweimal >C<, großem und kleinem.“

Im Laufe des Tages, in dem wir uns über dies und das unterhielten, gestand Constance, sie sei aus ihrer Wohnung vertrieben worden, ich wisse schon, der Gerüchte halber, die man über sie verbreite. Sie bat, ein paar Tage hier bleiben zu dürfen, bis sie eine neue Wohnung gefunden habe. Ich verweigerte es ihr nicht und wies ihr eines der vielen Gästezimmer zu, dabei frug ich sie, weswegen sie, sobald sie ihren Namen nenne, auf seine zwei >C< hinwiese. „Die meisten schreiben ihn mit >z<, das sieht dann aus wie eine Stanze, und das gefällt mir nicht.“

„Das beweist Feinsinn.“ Sie schnallte ihren Rucksack ab und ließ ihn auf das Bett fallen, „ach, übrigens, Herr Schwanstein, Sie müssen mich nicht Siezen, Sie können ruhig *Du* zu mir sagen.“

„Das war kein Muß, sondern Achtung.“

„Ist ein *Du* das nicht?“

„Sie, Pardon, du hast recht, klingt vertraulicher, und Vertrauen ist sicherlich ein Höchstmaß der Achtung. Dann möchte ich auf dein *Sie* von Nun an ebenfalls verzichten.“

„Einverstanden.“

Gegen Mittag des folgenden Tages kehrte Constance aus der Stadt zurück von ihrer ergebnislosen Suche nach neuer Unterkunft. Ich bot ihr an, hier zu bleiben, es wäre reichlich Platz vorhanden. Sie stimmte nicht gleich zu, so schilderte ich ihr, daß in dem Zimmer, welches sie bewohne, vor Jahren Kinder aus einem Kinderheim gewohnt hätten. „Ich habe mich damals um Kinderheime gekümmert, und manchmal, übers Wochenende sind ein paar Kinder hier meine Gäste gewesen. Sie sind sehr gerne gekommen, und die Landluft hat ihnen gut getan. Aber wie es so ist, freut sich der eine, ärgert es den anderen. Mir ist es wie dir ergangen, man hat mich bezichtigt. Ein alleinstehender Mann, der sich der Kinder annimmt, ist letzthin sehr verdächtig. Also habe ich den Direktor des Heims angesprochen, er redete sich heraus, nicht er schüre Gerüchte, er wisse, ich zitiere, ich sei ein anständiger Mann, müsse aber einsehen, redeten die Leute, müsse er sich der Öffentlichkeit beugen. Was er nicht sah, waren die Tränen der Kinder, die sie vergossen, als sie erfuhren, daß sie nicht mehr zu mir durften.“ Constance nahm mein Angebot an.

Eines Morgens wurde ich von angenehmen Düften geweckt. Ich erhob mich, wusch mich und kleidete mich ein. Der Frühstückstisch, hübsch gedeckt, „guten Morgen, Hermes“, rief Constance mir zu, die Teekanne auf einem Tablett tragend. „Auch dir einen schönen Morgen. Ein solch schön hergerichtete Frühstück.“

„Ich habe alles bereitet, Madame Estelle ist zur Stadt gefahren, weil sie was besorgen will. Ich habe ihr angeboten es für sie tun, aber das wollte sie nicht.“

„Da ist sie eigen. Weswegen hast du mich nicht geweckt? Ich hätte dir doch helfen können.“

„Du schiefst so fest. Da habe ich dich schlafen lassen.“ Nach dem Frühstück sprach ich auf Constance ein, sie möge mir über sich berichten. Weil sie dazu wenig Neigung erwies, drängte ich nicht weiter. Sie kam auf die von mir vertretene Meinung der Zusammenhänge zu sprechen und bat,

ich möge ihr doch näher erklären, wie ich es meine. „Nun, ich lasse mich nicht davon abbringen, daß jedes Geschehen seine Ursache hat. Es existiert verbreitet eine verdorbene Jugend, die sich aber nicht selbst verdorben hat, sondern verdorben gemacht worden ist, eben auch durch das, was ihr angeboten wird.“ Constance lächelte darüber, doch in einer feinen, keineswegs verletzenden Weise, sie nahm den Gedanken auf, „ich bin zwar keine Freundin von Sprüchen, aber einer trifft zu, der von dem Wald in den man hinein ruft.“

„Genau so.“

Es gingen Monate ins Land, Constance und ich gewöhnten aneinander, ebenfalls pflegte sie zu Estelle ein harmonisches Verhältnis, und schon damals richtete ich mich darauf ein, daß sie bleiben würde. Wir sprachen viel miteinander, über alles Redenswerte. Auf diese Weise entstand über die Monate eine Beziehung, die schon etwas Besonderes war.

Ich genoß Constances Dasein, hatte längst verworfen, ihr nur für ein paar Tage ein Heim zu geben, ich lauschte ihrer leisen Stimme, wie ein Opernfreund einer Arie, gesungen von seiner Lieblingssängerin. Dachte ich darüber nach, in welchem Verhältnis wir zu einander standen, fand ich die beste Übereinstimmung im Begriff der Freundschaft, sehr zärtlicher Freundschaft, die an Berührungen gewann, zaghaft und vorsichtig, probierend, immer in Reaktionen lesend und erfahrend, bis zu jenem Morgen, als wir im Park des Gutes spazieren gingen, und Constance sich bei mir einhakte, und ihren Kopf gegen meine Schulter legte; seitdem genoß ich eine jede Berührung und gab sich auch zurück, flocht ihr langes blondes Haar.

Eine weitere Erfahrung machte ich, indem wir uns mit Spielen befaßten, eben diesen Spielen, die ich gar nicht mal schätzte, weil Beeinflussungen ihr Zweck waren. War es nun Halma, oder Dame, so spielte Constance nicht auf Sieg bedacht, eher das Spiel in Versuchen und ungewöhnlichen Zügen ausschöpfend, dabei verlor sie dann häufig, und dies nahm sie ebenfalls ungewöhnlich hin. Sie fand das Spiel unterhaltend und bat um eine Wiederholung, daß sie nicht gewonnen hatte, nahm sie sichtlich nicht zur Kenntnis. Schnell erkannte ich, daß sie unbedingt Willen zum Sieg

nicht unterlag, und deswegen, nicht gesiegt zu haben, sie nicht scherte, sie schöpfte aus dem Spiel unterhaltende und kurzweilige Momente heraus, darin sah sie den Sinn aller Spiele. Mithin stellte auch ich mich um, erkannte dabei, daß im Spiel weder Gewinn noch Verlust existierte, wollte man nicht mehr, als sich miteinander, oder auch allein, unterhalten.

Ähnlich verhielt sie sich am Teich meines Parks. Enten wohnten darin, hin und wieder auch Schwäne und seine graue Eminenz Fischreiher. Eine niedrige Mauer faßte den Teich ein, und auf eben dieser Mauer saß Constance häufig und ließ ihre nackten Beine und Füße ins Wasser baumeln. Sie warf den Tieren Futter, oder Weißbrotstücke hin, wobei dann alles, was schwamm, flog oder hüpfte zu ihr kam. Selbst der stolze Reiher stakste majestätisch durchs niedrige Wasser, und obschon Weißbrot und Entenfutter nicht zu seiner Speisekarte zählte, so schnappte er danach. Constances träumerische Blicke wanderten hin zu den Tieren, mir schien, als gäbe sie sich wie beim Spiel dem Augenblick hin.

Die Urbanität der Stadt lag lahm. Busse und Straßenbahnen verkehrten nur wenige, viele Geschäfte waren geschlossen, und Plünderer hatten ihre große Zeit. Bei ihren Raubzügen gingen sie nicht einmal umsichtig vor. Und der Bürger sah dem tatenlos zu, was sollte er anderes tun? Vor manchen noch nicht geplünderten Villen saßen deren Besitzer schwer bewaffnet. Was sich dagegen reichen Publikums erfreuen durfte, waren Kneipen und Diskotheken.

Sie lachte viel, oder beschäftigte sich singend im Haus, oder in den Gärten, sah sie mich, sprang sie mir lebhaft in die Arme, küßte mir die Wangen, und über Stunden spazierten wir Hand in Hand durch den großen Besitz. Ritten wir aus, trug Constance stets Lektüre bei sich, auch Homers Ilias war darunter zu finden, oder Shakespeares Königsdramen.

Unter einer verwachsenen Linde an Rande einer Koppel las ich ihr vor, und lebhaft diskutierten wir über der Künstler und der Geschichtsschreiber Werke; so gerieten wir an jene so bezeichneten Festspiele, die ab 776 vor Christus in Olympia zu Ehren des Zeus veranstaltet wurden. Die an fünf Tagen durchgeführten gymnastischen Wettkämpfe seien keine Spiele und

mit Recht von Kaiser Theodosius 393 vor Christus als heidnische Götterverehrung verboten worden, befand Constance. Lebhaft fügte sie an, sie hätten als Menschen entwürdigende Spiele verboten werden müssen, was denn das für ein Spiel sei, schlug er eine dem anderen mit der Faust so lange ins Gesicht und auf den Körper, bis einer von beiden blutend zu Boden taumelte, und Wagenrennen seien Tierquälerei, und schon schweifete sie ab zu den Gladiatorenspielen der Römer, diese seien doch wohl das Allerletzte, meinte sie sichtlich aufgebracht. „Und hinzu kommt“, entgegnete ich, „daß Zeus für dich ein arger Lüstling ist?“

„Genau.“

„In medias res: dir ist sicherlich klar, daß du mit deiner Meinung an herkömmlichen Gütern der Kultur rüttelst?“

„Was ist das schon, Kultur? Auch nur ein schäbiges Spiel, oder sind Tier- und Menschenopfer, die die großen Naturvölker betrieben haben, das nicht? Denke einmal an die Maya, die den Opfern die Brüste aufschnitten, und die Herzen rausrissen, oder auch daran, daß sie Jungfrauen in einen See stürzten und ertrinken ließen, damit der Regengott Regen schickte. Oder ist es etwa Kultur, wird für nur einen einzigen Menschen eine Pyramide gebaut, er in ihr bestattet wird, und Hunderte von Sklaven müssen bei der Errichtung ihr Leben lassen, und Tausende haben zu Lebzeiten nicht einmal eine armselige Hütte?“

Na, da hatte ich mich schon mit einer feurigen Rebellin eingelassen, es mußte für sie wohl so ausgesehen haben, als belächele ich ihre Empörung, dem war aber nicht so, was mich heiter, gleichzeitig aber auch nachdenklich stimmte, war die Vehemenz, mit der sie ihre Meinung vortrug; es war nicht Kritik um nur der Einsicht willen, was sie darstellte, es war ein offensichtliches geistig-seelisches Aufbäumen, als belaste sie das Geschehen, als griffe man sie mit solchen Spielen direkt an, beleidige sie zumindest damit. In ihrer Einstellung zu den Dingen hatte sie zweifelsohne recht, und ich gestand meine Überraschung, weil sie wahrscheinlich die Einzige sei, die so dächte, alle anderen sähen in den Olympischen Spielen ein hochwertiges Weltereignis und besängen diese Spiele mit Lobeshymnen. Diese seien krank, urteilte sie knapp. Es wurde klar, sie scheute sich sicherlich nicht, selbst Gott anzugreifen, der immerhin ein gleichgültiger Zuschauer menschlicher Spiele war, je

nachdem nicht gar sadistisch veranlagt war. Dank Constances konnte ich ihn mir im Thronessel eines römischen Kaisers, die Gladiatorenspiele in einem Kolosseum teils gelangweilt, teils enthusiastisch verfolgend, lebhaft vorstellen, ihre Einstellung ließ anzunehmen aber ebenfalls zu, daß er blind und taub sei. Sie begeisterte mich stets aufs Neu und unerwartet, nicht vorhersehbar, daher sehr interessant, ihr Weltbild mit Niveau belebte und besagte, all das, das mindestens zwei nicht erfreut, ist schlecht, ihnen nicht nützt, ist nutzlos, ein jedes Spiel hat zu unterhalten, eine gute Unterhaltung kennt keinen Gewinner, keinen Verlierer, ein Gewinner ist nur derjenige, der einen anderen zu seinen Gunsten opfert, oder der zu lieben zu feige ist. Mir fielen die Geschwister unterschiedlichen Alters auf der Spielwarenmesse ein, das größere wollte keinen Verlierer, weil, hätte es einen gewollt, die Unterhaltung gescheitert wäre.

Im Widerspruch dagegen nahm ich auf, daß Constance sich hatte für Opern gewinnen lassen, in denen nun doch mitunter die schäbigsten Spiele gespielt werden, mit denen der Mensch den Mensch verleiten kann. Auf meine Frage erhielt ich zur Antwort, es schade nicht, Verfehlungen und ihre Folgen vorzuführen, daraus könnten Lehren gezogen werden. Ob die Komponisten und die Interpreten dies vorgehabt, oder ob sie aus der Unvernunft eine mehr oder weniger gute Unterhaltung gemacht hatten, um damit ihren Lebensunterhalt zu verdienen und Ruhm zu erlangen, ließen wir zu Gunsten der eingehenden Melodien und schönen Gesänge zunächst unbeachtet. Und auch dies war das Wundervolle der Unterhaltungen mit Constance, man mußte endlich einmal nicht bis ans zumeist bittere Ende diskutieren; ein Ergebnis konnte sein, >weiß ich jetzt nicht, vielleicht Morgen, oder Übermorgen, muß ich mal drüber schlafen<, also wurde das nächste Thema angegangen und Themen gab es reichlich, und ergaben sie sich in den Enten im Teich, die sich reichlich vermehrt hatten, so daß der Teich vergrößert werden mußte, um wieviel und in welcher Weise, ob mit Brücken, oder Stegen, mit welchen Pflanzen, mit hoher schmalen, oder niedriger breiten Teichmauer aus welchen Steinen, darüber konnte endlos geredet werden; oder schöpften wir aus jenen Gütern, die ihr ihre Einblicke offenbarten, selbst auf die Gefahr hin, bei irgendwelchen Cäsaren, oder anderen Tyrannen zu landen, so ließen wir uns von den schlechten Spielen unterhalten, um die richtigen wahrzunehmen.

Das warf natürlich eine Frage auf, die Constance aussprach, „dann gibt es gutes nur, weil es böses gibt?“

„Beides existiert nebeneinander, keines ist aus dem anderen entstanden.“

„Meinst du?“

„Wie siehst du es?“

„Nehmen wir die Kinder, nein, habe was Besseres. Beethoven. Der hat wunderschöne Symphonien komponiert zu einer Zeit in der es in der Welt gekracht hat, Napoleon. Wenn gut und böse nebeneinander existieren, wie du sagst, also ich könnte dann keine Musik komponieren, wenn es rundherum kracht.“

„Das vielleicht nicht, aber Gutes tun kannst du trotzdem, indem du mich gern hast.“ Sie lächelte, „das war jetzt nicht fair.“

„Verzeih, ich weiß. Aber hat er sie geschrieben. Nicht wegen, sondern trotz des Getöses.“

„Aber nicht dem Getöse zum Trotz. Dann wäre die Musik aus dem Zustand entstanden. Also, existieren Gut und Böse nicht nebeneinander, sondern eher übereinander.“

„Womit wir bei der was-wäre-wenn-Frage angelangt sind.“

„Mh, oder ab igne ignem¹.“

„Darf ich noch eins draufsetzen?“

„Ja.“

„Ad absurdum.“

„Man kann unsere Gedanken wirklich logisch bis zur Widersprüchlichkeit fortsetzen. Aber du hast recht, ich habe dich gern und das ist gut.“

Und das war vorzüglich gekontert und ein Spiel ohne Sieger oder Verlierer, es blieb offen wer recht oder nicht hat, das war auch nicht wichtig, es konnte offen bleiben ohne irgendeinen Verzicht zu erregen.

Ich erinnerte mich eines mir selbst gegebenen Versprechens, nämlich dem Spielmuseum ein schöneres Gesicht zu verleihen. Darüber Constance vorgetragen, wollte ich es ihr zeigen. Estelle versorgte uns mit reichlich Wegzehrung. Ich hatte zwei Schimmel vor die offene Kutsche spannen lassen, Constance und ich nahmen auf dem Kutschbock Platz, Decken

1 Feuer vom Feuer Cicero

legte ich über unsere Beine, denn frisch war der Morgen. Wir fuhren von dannen, durch die Wälder, durch die Stadt, in der unser ungewöhnliches Transportmittel auffiel und Gelächter hervorrief. Die kleinen Kinder lachten ebenfalls, aber in anderer Weise, es erfreute sie der seltene Anblick scheinbar. Über eine Strecke Wegs wurden wir von Hunden begleitet. Constance neben mir, hakte sich fest ein und legte ihren Kopf gegen meine Schulter, und der schwache Fahrtwind wehte mir ihr Haar ins Gesicht, es fühlte sich an, als trippelten die winzigen Beine von Schmetterlingen über Wangen und Stirn. Constance sah es, „ich binde es besser.“ „Ach nein. Laß es nur wehen, ich erfreue mich daran.“

Der Weg führte uns zu den Bergen hin, durch Schluchten, über wild rauschende Bäche und deren wackligen Brücken, abermals in Wälder hinein, mehr und mehr schien der Weg mir bekannt, und indem Sonne sich dem Untergehen neigte, wir die mir bekannte Lichtung erreichten, führte ich Constance zu dem teilweise verfallenen Spielmuseum.

Wir erstiegen die breiten Stufen, die jetzt aber entgegen meiner Erinnerung mit stark duftenden und emsig rankenden Pflanzen bewachsen waren, gelangten in einen Vorhof, der mit offenen Gräbern angefüllt war. Hier seien die guten Spiele auferstanden, eröffnete Constance mir. Darüber erstaunt, frug ich sie, ob sie das Spielmuseum kenne. „Gewiß. Ich stamme hier her.“ Ich kam nicht dazu, eingehender zu fragen, denn führte sie mich an einen an den Vorhof anschließenden gut erhaltenen Tempel, Säulen darin, an denen allerlei wilde Gewächse emporkletterten. Kandelaber und Feuerschalen überall, deren Licht den Raum in goldenes Glänzen tauchte, marmorner Boden, aufgeschachtelt in Hüpfspiele, aufgeräumte Puppenstuben auf Simsen und Podesten, glänzende Reifen, bunte Seilchen, Steckenpferde, intakte Roller und Dreiräder, Teddybären und Puppen im Vollbesitz ihrer Glieder; und doch, dies alles nahm ich nur nebenher wahr, weil längst ein Bild in einer Nische mich magisch angezogen hatte. Ein Mädchen kniete darauf und flocht einen Blütenkranz, sein Gesicht war nicht vergilbt, und mein Atem stockte, in dem ich es erkannte.

Constance nickte, „ja, sie sieht mir ähnlich.“ Das war mir nicht ergangen, nur war das Gesicht damals vergilbt, jetzt strahlte es in natürlichen Farben

und reichen Kontrasten. „Das liegt daran, daß du damals anders gesehen hast“, erklärte sie. „Anders gesehen?“

„Ja, oder nicht gesehen, oder übersehen. Schau, auch waren die Spielzeuge damals verwahrlost, zerstört. Und jetzt siehst du sie heil. Du fragst dich, wie das sein kann. Hat jemand sie hergerichtet und geputzt?“

„Wer soll das gewesen sein?“ Sie schmunzelte, „wer wohl?“

„Also ich war es nicht.“ Ihr Schmunzeln blieb, „wer hat denn auf der Veranstaltung die Spiele ins rechte Licht gesetzt? Sieh das Spiel doch einmal so wie eine Welt, nicht eine im Universum, sondern eine um uns herum – in uns. Diese Welt hat lange geschlafen, bis jemand kam, der sie mit seinen Worten aufgeweckt hat.“

„Na, so viele Worte waren es auch nicht.“

„Manchmal genügt nur eines.“

Ich sah rollende Reifen, hopsende Bälle, fahrende Puppenwagen, wippende Schaukelpferde. Ich ging an ein daher fahrendes Dreirad heran, stellte mich davor, ein >Tüt< ertönte, ein Junge, der gar nicht hier war, und doch auf dem Dreirad saß, sprach mich an, ob ich zur Seite gehen könnte. Die Spiele leben, die guten, die ohne Absicht. Und doch, ich durfte das morsch ausschauende Spielmuseum nicht restaurieren, dann sähe jeder, daß die Spiele lebten, es ihnen dort gut erginge, und alles würde zerstört.

Ich schaute wieder zu Constances Bildnis auf. Die Macht der guten Spiele, deren Ehrlichkeit, wie deren Willen, Sinn und Zweck zu begeistern. Wie will sich da verhindern lassen, daß geheime Wünsche sich erfüllen? Wer die Liebesswerten zu sich einlädt, der muß sich, geliebt zu werden, gefallen lassen. Dieser spielt nicht nur mit den Spielen, die Spiele spielen mit ihm. Und das sehr attraktiv und mitunter sehr weiblich betont.

Eingenommen setzte ich mich auf ein Schaukelpferd, glaubte an eine Macht der ehrlichen Spiele, die womöglich im Äther schwang, von verspieltem Gott gesandt worden waren. Sicherlich, gerade ein göttliches Spiel ist auch nicht ohne Absicht, nicht ohne Ziel, doch im freien Walten eines nicht herkömmlichen Geistes.

Ob dies, das ich vernahm, Wirklichkeit, oder Vision war, kümmerte mich wenig, für mich war die Aussage, alles Ungehinderte sei schön, allein

gültig. Der Ausbruch der guten Spiele bedurfte eines besonderen Ambientes, auch um mir zu zeigen, wen ich wie liebte und weshalb ich es tat. War bei mir eine junge Frau eingekehrt, die geradewegs aus dem Reich der ehrlichen Spiele stammte? Nur schwerlich wendete ich mich von meinen gedanklichen Bildern ab.

Wir traten hinaus aus dem Museum der guten Spiele, beinahe märchenhaft schimmerte des Schimmels weißes Fell im Mondlicht. Wir stiegen auf die Kutsche und gemächlich fuhren wir in die Nacht hinein. Müdigkeit suchte Constance heim, so legte sie ihren Kopf gegen meine Schulter, streckte ihre Beine über die Kutschbank aus, und ich hüllte sie in Decken ein. „Ist Euch auch nicht kalt, Constance, Princesse de Fabuleux?“
„Nein, mein Götterbote, es ist märchenhaft warm.“

„Herr Schwanstein! Wachen Sie auf!“

„Wie? Was?“

„Wachen Sie auf. Sie sind auf der Bank eingeschlafen.“ Estelle stand da und rüttelte an meinen Schultern. „Constance?“

„Nein, noch heiße ich Estelle. Am Tor steht eine junge Dame, die Sie sprechen möchte.“ Verwirrt erhob ich mich, begab mich zum Tor, und da stand Sie, Constance. „Erinnern Sie sich an mich. Wir haben uns bei der Veranstaltung getroffen.“ Ich nickte, mehr brachte ich nicht zustande. „Meine Wohnung in der Stadt wurde mir gekündigt, und da dachte ich, daß Sie mich aufnehmen könnten, bis ich eine neue finde.“ Immer noch verwirrt bat ich sie herein. Spielte mir mein Geist einen bösen Streich, oder Constance? Estelle brachte uns Tee und Gebäck. „Es mag sich merkwürdig anhören, aber ich werde jetzt etwas berichten, das sich so zugetragen hat, zumindest in meiner Erinnerung.“ Und so erzählte ich in allen Einzelheiten, und sie hörte schweigend zu. Nachdem er geendet hatte schmunzelte sie, „wenn dem so ist, machen wir es doch so.“ Ihre Entgegnung verschlug mir die Sprache, aber es war kein Traum, keine Einbildung, eher eine Art Vorbestimmung, Wegweisung. Oder Schicksal?

Zeitungen lagen auf dem Tisch, denen zu entnehmen war, in der Stadt sei vorgekommen, daß mit Bällen und Murmeln spielende Kinder und Erwachsene über Stunden auf einer Kreuzung meist befahrener Straßen

den gesamten Verkehr behindert hätten, und hinzu habe die gerufene Polizei an diesem Unsinn teilgenommen.

Mit Constance fuhr ich zum Spielmuseum, um nachzuschauen. An der Stelle, an der bisher das Bild eines Blütenkranz pflechtenden Mädchens hing, hing keines mehr. „Das habe ich mir gedacht“, befand er und legte seinen Arm um Constances Schultern. „Ein Spiel nur? Nein, ein Spiel!“ Das Bild war fort, aber auf dem Boden darunter lag ein Blütenkranz, er hob ihn auf und legte ihn Constance um die Stirn, „woher auch immer er stammt, dort gehört er hin.“